

Naturallianz

Ludwig Fischer

Naturallianz

*Perspektiven für ein
verändertes Naturverhältnis*



Matthes & Seitz Berlin

Inhalt

Vorbemerkung	7
I. Die Fragestellung	
Eingang: Der Pakt mit den Regenwürmern	13
Was heißt: ›Wir Menschen sind ein Teil der Natur‹?	18
Philosophischer Rückblick: Kant und Schelling	27
Erste Unterbrechung: Meine Organe und mein Selbst	31
II. Entwürfe und Konzepte	
Etwas Subjekthaftes in den Naturerscheinungen?	43
Wie lässt sich vom Eigenwilligen in den Naturphänomenen sprechen?	49
Philosophischer Rückblick: Vitalismus um 1900	52
Neuer Materialismus: Die Materie als Akteur?	62
Zweite Unterbrechung: Das Meer und die Allmende	85
III. Der Realitätsblock	
Vermittlung des Handelns mit dem Naturgeschehen?	97
Restrisiken und ungewollte Nebenwirkungen	115
Dritte Unterbrechung: Der Eigensinn der Olivenbäume	132

IV. Subjekt und Allianz

Ernst Blochs Utopie der Naturallianz – eine Anknüpfung	141
Ein erweiterter Subjektbegriff?	147
Naturallianz – kritische Aneignung	154
Gesellschaftstheoretischer Seitenblick: Menschliche Geschichte der Natur?	162
Naturallianz und das Andere	166
Vierte Unterbrechung: Die Fugen der Mauer	170

V. Allianz und Naturgeschichte

Naturallianz und Symbiose – Klärungen	183
Evolutionstheoretische Überlegungen: Allianz und »Kampf ums Dasein«	189
Haraways Fantasien von »Verwandtschaften« – eine Kritik	202
Und die schreckliche Natur?	215
Fünfte Unterbrechung: Arbeitende Tiere	223

VI. Naturallianz und Sozietät

Wie können wir uns einer Naturallianz annähern?	231
Auf den Schluss zu: Aufmerksamkeit, Beobachtung, Erfahrung	234
Ausblick: Naturallianz und soziale Kooperation	241
Nachschrift	254

Anmerkungen	257
-------------	-----

Vorbemerkung

Dieses Buch bietet keine systematisch angelegte Abhandlung, stellt kein analytisches Programm vor, schon gar nicht ein geschlossenes Gedankengebäude. Es ist, wie der Begriff *Essay* angibt, ein Versuch, eine erkundende Betrachtung, die mit den Bewegungen des Nachdenkens und Argumentierens einer naturphilosophischen Spur nachgeht. Einer Spur, die mit vielen Texten, Zeugnissen, Erkundungen gelegt ist, von denen einige im Folgenden zu Wort kommen. Es ist eine vielfach verdeckte, verwischte, entkräftete Spur, die in unseren Zeiten der heillosen Verschwendung, Vernutzung, Deformation, Überlastung, Zerstörung der natürlichen Lebensgrundlagen ein zukunftsfähiges Verständnis vom unabdingbaren Zusammenwirken menschlicher Daseinsvollzüge mit den nicht-menschlichen Kräften und Strebungen eröffnen könnte. Es geht weder um Naturmystizismus noch um neuen Animismus noch um Verschmelzungsfantasien oder um Adaptionen fremdkultureller Denkweisen. Wir müssen gewissermaßen durch unser abendländisch-neuzeitliches Weltverständnis hindurch diejenigen Ansätze suchen, aufnehmen, bedenken, kritisch erwägen, die einen Ausweg aus dem gewaltförmigen Denk- und Handlungs-konstrukt aufscheinen lassen, das, ausgehend von den westlichen, sogenannten Industrienationen, inzwischen global fast überall durchgesetzt ist.

Einen Beitrag zu dieser Suche hat vor über 75 Jahren der Philosoph Ernst Bloch mit Partien seines Hauptwerks *Das Prinzip Hoffnung* vorgelegt. Auch Blochs Entwurf ist, wie könnte es anders sein, von den politischen, sozialen, wirtschaftlichen

Geschehnissen, von den Lebensmilieus und den Diskursen seiner Zeit geprägt. Man kann das von ihm Formulierte nicht einfach fortschreiben. Aber ich erkenne in seinen zum Teil immer noch provokativen Thesen weiterweisende Fragestellungen, die anregen und herausfordern. Sie zentrieren sich im naturphilosophischen Teil des Werks um den Begriff der ›Naturallianz‹. Ich entferne mich im Nachdenken von Blochs Denkfigur, behalte sie aber im Sinn und suche ihren entscheidenden Anstoß fortzuführen.

Das Nachdenken erfordert selbstverständlich, dass ich mich mit älteren und neueren Beiträgen auseinandersetze, die im weitesten Sinn die mit Blochs Begriff aufgerufenen Grundkonstellationen eines veränderten Naturverständnisses bzw. Naturverhältnisses berühren. Das führt zumindest ansatzweise in schwierige naturphilosophische, sozialanalytische, biologiethoretische Debatten, die in diesem Essay zwar nur verkürzt und summarisch behandelt werden können, aber stellenweise unvermeidlich in fachwissenschaftliche Gefilde ausschweifen. Einige solche Abschnitte habe ich ausgliedert und als ›Philosophischen Rückblick‹, ›Gesellschaftstheoretischen Seitenblick‹ oder ›Evolutionstheoretische Überlegungen‹ kenntlich gemacht. Man kann diese Unterkapitel überspringen. Das Buch als Ganzes stellt sich bewusst *neben* die fachlichen Diskurse verschiedener Disziplinen, nicht in ihre Zentren – zu denen es jedoch Wege weisen möchte.

Der Essay verschränkt die großen Kapitel der Theoriearbeit mit berichtenden und erzählenden Einschüben. Diese eigenständigen Textteile stellen – in notwendiger Verknappung – beispielhaft vor Augen, was ›Allianzdenken‹ in der Lebenswirklichkeit bedeuten kann, mit allen Ambivalenzen, Widersprüchen, Unwägbarkeiten. Diese erzählenden Stücke nenne ich ›Unterbrechungen‹, weil sie sich zwischen Etappen der gedanklichen Arbeit schieben. Die Abfolge von theoretischen und erzählenden Passagen aber entspricht der Entstehung des Textes. Der nämlich ist nicht ohne die ›Unterbrechungen‹ zu machen, in denen der Leib zu seinem Recht kommt, ob mit Schlaf oder lockernder Bewegung, ob mit Essen

und Trinken oder Entleerung, ob mit dem Anblick der Bäume und Wolken oder den vertraulichen Gesprächen. Alle diese Einschübe haben mit meinen leibhaftigen Erfahrungen zu tun, seien sie auch angestoßen von Lektüren oder medialen Angeboten.

Denn wenn eine grundlegende Überzeugung diesen Essay durchzieht, dann ist es die, dass wir nicht nur mit unserem Bewusstsein, unseren Vermögen zu reflektieren, zu planen, zu urteilen, zu analysieren und zu erklären ›denken‹. An solchem Denken, an diesen vorgeblich die menschliche Spezies auszeichnenden Fähigkeiten, ist immer unser *ganzer Leib* beteiligt, das lebendige Amalgam aus Naturgegebenem und kulturell Geformtem. Wir haben in unseren westlichen Traditionen gelernt, dass sich genaues und verantwortliches Denken durch das und in dem vollziehe, was wir herkömmlich ›Geist‹ nennen (der modische Begriff der ›Intelligenz‹ stellt oft nur eine reduzierte, funktionalistische Variante dieser Setzung dar). Wir beginnen, auch durch wissenschaftliche Einsichten, zu begreifen, dass ›Geist und Fleisch‹ unauflöslich zusammenwirken, mit vielen, zum Teil noch verborgenen und nicht entschlüsselten Verschränkungen und Verkoppelungen.

Wenn es denn zutrifft, dass an unserem Bewusstsein auch dasjenige teilhat, was sich in, an und mit unserem Leib vollzieht, dann geht eben in das Denken, auch in das intensive, durcharbeitende Nachdenken, der Bezug zu dem ein, was wir nicht sind und mit dem wir doch schon durch jeden Atemzug verwoben sind – wir nennen es ›Natur‹. Solcher Verwobenheit begrifflich und argumentativ nachzuspüren, ist das Anliegen dieses Essays.

I. Die Fragestellung

Eingang: Der Pakt mit den Regenwürmern

Eine große deutsche Tageszeitung berichtet in ihrer Wochenendausgabe ganzseitig über einen Gemüsebauern, der auf einem winzigen Hof, gut dreißig Kilometer nordwestlich von Wien, die ungewöhnlichsten Gemüsesorten anbaut, viele alte, regionale Besonderheiten, von Rosso-Lungo-Zwiebeln bis Radicchio ›Varegiato di Lusia«. Die besten Köche Wiens buhlen inzwischen um sein Gemüse. Er sagt, auf 140 Quadratmetern erwirtschaftete er so viel Umsatz wie der Nachbar auf einem Weizenfeld von einem Hektar. Und gerade einmal einen Hektar misst sein Gemüsfeld, auf dem er nach einem ausgetüftelten System die verschiedensten Gemüsearten und -sorten anbaut. Er setzt mehr als 230.000 Euro im Jahr um, ernährt vom Ertrag seine Familie, dazu eine Vollzeit- und drei Teilzeitkräfte.¹ Wie ist das möglich?

Man könnte sagen: Robert Brodnjak ist einen Pakt mit den Regenwürmern eingegangen. Und mit den Unkräutern zwischen seinen Gemüsepflanzen, ja sogar mit den anorganischen Bestandteilen im Humus des Bodens. Der Boden freilich bringt sehr viel für ihn mit: lehmiger Lössboden des niederösterreichischen Weinviertels, bindig, nährstoffreich. Der Gemüsebauer wirtschaftet streng bio-dynamisch, der Boden wird nie gepflügt, die Unkräuter werden jede Woche von Hand sorgsam untergezogen, also oberflächlich eingearbeitet. Den Rest besorgen die Regenwürmer und die anderen Bodenlebewesen. So reichert das Gemüsfeld langsam und stetig Humus an, es düngt sich sozusagen selbst. ›Pflanzenschutzmittel« und Kunstdünger sind in dem Betrieb ohnehin tabu.

Das Gemüsefeld kann rechnerisch 300 Menschen mit Nahrungsmitteln versorgen. Ein mittelgroßer Betrieb einer heute üblichen Größe von 200 Hektar erbrächte also, nach Robert Brodnjaks Methoden bewirtschaftet, Gemüse für mindestens 60.000 Menschen. Aber ein Hof dieser Größe ließe sich eben nicht nach Prinzipien des ›Marktgemüse-Anbaus‹² betreiben: keinerlei nennenswerte Maschinen, Aussaat, Anzucht, auspflanzen, pflegen, ernten, für die Lieferungen vorbereiten – alles von Hand. ›*Small is beautiful*‹, nur mitunter sehr anstrengend. Aber der Gemüsebauer Robert Brodnjak hält durch die Handarbeit und die tägliche Fürsorge Verbindung zu den Pflanzen – und zu den Regenwürmern und all den Mikro-Organismen, die ›für ihn arbeiten‹, in einer Schaufel voll des Bodens mehr, als es Menschen auf der Erde gibt.³

Die Metapher vom Pakt mit den Lebewesen auf seinem Acker benutzt der Gemüsebauer nicht. Aber er handelt nach ihm: Er achtet darauf, was seine Gemüsepflanzen als natürliche Lebewesen brauchen, und sie brauchen zum Beispiel die ›Kooperation‹ mit den Organismen im Boden, mit den Nachbarpflanzen, mit Wasser und Mineralien, aber auch mit den Menschen, die sie säen, pflanzen, pflegen – und schließlich ernten. Damit endet aber die Kooperation nicht: Was beim Ernten und Putzen abfällt, geht als organisches Material in den Kompost ein. Und man könnte die Formen der Kooperation der Menschen mit den Lebewesen, von denen sie sich ernähren, bei anderen Praktiken des Anbaus und der Bodenpflege weiterverfolgen, etwa bei der berühmten *Terra preta*, der Schwarzen Erde der indianischen Kulturen Mittel- und Südamerikas, bei der auch die menschlichen Ausscheidungen, zusammen mit organischen Abfällen und ein wenig Holzkohle, zu einer extrem fruchtbaren Humuserde beitragen.⁴

Dass die Menschen, indem sie sich auf eine ihre Mitwelt schonende Weise ernähren, einen Pakt mit dem Boden und mit den Lebewesen in ihm, mit den Pflanzen und auch mit den Insekten und anderen Kleinlebewesen, dann bis zu den Vögeln und sogar zu manchen ›Schädlingen‹ eingehen, ist nur schwer mit den domi-

nanten Naturvorstellungen in unseren westlichen Kulturen zu vereinbaren. Für viele indigene Kulturen war oder ist die Denkweise, sich in einer wechselseitigen Verbindung und Verpflichtung mit den umgebenden Lebewesen, Naturelementen und -prozessen zu befinden, ganz und gar selbstverständlich.⁵ Sie bedeutet: Wenn wir dauerhaft, über viele Generationen hin auf dieser Erde, die uns gegeben ist, leben wollen, dann müssen wir dies in Kooperation, in konkretem, lebendigem Wechselverhältnis zu der Mitwelt tun – auf Gedeih und Verderb.

Gepredigt aber wird uns, nicht nur mit einem Bibelspruch, sondern mit den Imperativen des Wirtschaftens, des Produzierens und Konsumierens, mit den Maximen von Wissenschaft und Technologie, wir sollten uns unsere Mitwelt untertan machen. Wir haben es, mit Wagner in Goethes *Faust* gesprochen, durch diese Herrschaft »herrlich weit gebracht«⁶ – auch in der Gefährdung und immer mehr der Zerstörung der natürlichen Lebensgrundlagen.

Nähme man, so wie Robert Brodnjak es – ohne es ausdrücklich zu benennen – tut, die Metapher vom Pakt mit den anderen Lebewesen und auch mit den abiotischen Gegebenheiten ernst, ganz praktisch und auch theoretisch, würde sich nicht *alles* an unserer Lebensweise, unserem Wirtschaften und Konsumieren, unserem Forschen und Planen, unserem Entwerfen und Bauen miteins ändern, aber alles bekäme eine andere Richtung, einen anderen Sinn, und damit auch andere Mittel und Formen. Das erscheint vorläufig als eine Utopie. Aber nicht nur Robert Brodnjak, sondern viele andere, die in vielen, zumeist kleinen Projekten anders arbeiten, als die vorherrschende Ideologie es will, sind längst dabei, das scheinbar Utopische zu erproben.⁷ Robert Brodnjak musste für seine Art des Gemüseanbaus das Wesentliche daran nicht neu erfinden, die Alternative wurde anderswo längst durchdacht und praktiziert.

So verhält es sich mit vielem, was zu tun ist: Die Möglichkeiten, die des Denkens und die des Handelns, liegen oft schon bereit.

Man muss sie aufgreifen, was auch heißt: sie modifizieren, indem man sie sich aneignet.

Eben das nehme ich mir in diesem Essay vor: Die Metapher vom ›Pakt mit dem Naturgegebenen‹ ist ja nur einer von vielen Ansätzen, einen Gegenentwurf zum dominanten Naturverständnis der neuzeitlich-abendländischen Kulturen anschaulich zu formulieren. Sein Kern besteht in einer impliziten, unausgesprochenen, bereitwilligen Vereinbarung, einer erstrebten Abstimmung zwischen planenden, handelnden Menschen und mit ihnen vorhandenen, wirkenden Naturgegebenheiten, einer allemal tentativen, praktizierten wechselseitigen Berücksichtigung des Erstrebten, des Machbaren und des Zuträglichen. Die Menschen sind sozusagen für *ihre* Beteiligung an dieser stillen, aber wirksamen Vereinbarung verantwortlich – in ihrem zwangsläufig anthropozentrischen Horizont des Wahrnehmens, Urteilens, Planens, Handelns. Ihre Sinne, die weit mehr umfassen als das bewusst Erkannte und Beurteilte, vermitteln ihnen aber Einsichten über die Beteiligung jenes Anderen, das sie nicht sind und das wir in unserem Kulturkreis ›Natur‹ nennen.⁸

Ernst Bloch hat, im Rahmen seines großen Entwurfs einer ›konkreten Utopie‹ gesellschaftlicher Veränderung, ein notwendig neu zu definierendes Naturverhältnis nicht mit dem Begriff des Pakts, sondern mit dem der ›Naturallianz‹ angezielt.⁹ Dieser Essay entlehnt den Begriff aus Blochs gewaltigem Werk, aber nicht in einer weiteren philosophischen Auslegung der verzweigten gedanklichen Bestimmungen. Vielmehr wird der Versuch unternommen, wesentliche konzeptionelle Elemente aus den naturphilosophischen und gesellschaftstheoretischen Konturen des Begriffs bei Bloch in eine Deutung des konkreten Naturgeschehens zu überführen, das der (leibgebundenen) Erfahrung zugänglich ist. Daraus wird sich ergeben, dass Naturallianz weit mehr benennt als ein vorläufig Utopisches an der neu fundierten und intendierten Wissenschaft und Technik, die aus dem Zusammenwirken von menschlichem Wollen und natürlichen Strebungen

entstehen können. Naturallianz ist längst da, in uns und außer uns, in unserem scheinbar bewusstlos-körperlichen Dasein wie in unserer Betätigung ›an und mit der Natur‹. Es gilt, sie als das zu begreifen, was eigentlich in unserem Naturverhältnis real wird, selbst dort, wo wir meinen, dass wir ›die Natur‹ durchschauen, überlisten, überwältigen, ausbeuten, beherrschen, sie bloß nutzen und vernutzen. Und dass Naturallianz nicht bedeutet, dass wir es allemal mit einer friedlichen, einverständigen, gefügigen Natur zu tun haben, ist schon immer mitgedacht. Naturallianz in einem zu erschließenden Sinn bleibt aber – um es mit einem scheinbaren Paradox zu formulieren – das allemal Vorhandene, das Notwendige, das wir nur noch nicht eigentlich ergriffen haben.

Ich habe diesen Essay in den Monaten der grassierenden Pandemie begonnen. Er greift deshalb Reflexionen zu den Erfahrungen auf, die wir zu dieser Zeit alle machen mussten.

Was heißt »Wir Menschen sind ein Teil der Natur«?

Horst Stern, herausragender Journalist in Sachen Natur, bedeutender Schriftsteller, selbstkritischer Vor-Denker und Akteur für Natur- und Umweltschutz, schrieb 1977 in einem seiner bis heute zum Nachdenken zwingenden Essays:

Nicht leben [...] könnten wir in einer Welt ohne naturbelassene Tiere und Pflanzen. Kinder würden in ihr unsäglich verrohen. Ohne Formen- und Farbensinn, ohne Staunen und Demut vor den unerklärten Wundern pflanzlichen und tierischen Lebens, wüchsen sie als Technohybriden heran, die ihrer so verarmten Welt alsbald den Rest geben würden. Es wäre ihnen mit den Naturgeschöpfen der einzige Maßstab abhandengekommen, an dem sich noch ablesen läßt, was allein uns vor uns selber rettet: die Einsicht, daß wir ein Teil der Natur sind, nicht ihr ein und ihr alles.¹⁰

Sterns Diktum enthält, genauer betrachtet, nicht nur mit seiner naturethischen Emphase eine fundamentale Provokation für die in unseren Kulturkreisen vorherrschende Auffassung vom Naturbezug: Schon das geradezu apodiktische Postulat, ohne leiblich-sinnliche Erfahrungen mit den »Naturgeschöpfen« würden die Menschen heillos ins Verderben geraten, erscheint angesichts des grassierenden Techno-Optimismus einer digitalisierten Zukunft geradezu rührend regressiv, aber von einem bedenklichen Geschichtspessimismus durchwirkt. Die eigentliche Provokation liegt aber in der Zumutung, uns zugleich als »ein Teil der Natur«

begreifen und doch ihr gegenüber sehen zu sollen, als Wesen, die ihren theoretischen und praktischen Bezug zu Natur sowohl hinsichtlich ihrer Naturverfallenheit wie ihrer Emanzipation davon austarieren müssen.

Dass auch wir Menschen in den hoch industrialisierten und digital durchwirkten Weltgegenden Teil der Natur sind, würden sicher heute sehr viele unterschreiben – ohne sagen zu können, wie dies denn des Näheren zu verstehen sei und vor allem: was es für unser gesellschaftliches Leben, für unser Agieren an und mit der Natur, für unsere technologischen und unsere anthropologischen Perspektiven bedeute.

Fragte man nach, könnten sich die Diskutanten vermutlich schnell darauf einigen, dass unser Körper »ein Stück Natur« sei, dass wir also mit unserer Körperlichkeit Anteil hätten am Naturgegebenen, am nicht von uns selbst Hergestellten, eingebunden in die natürlichen Prozesse. Ablesbar wäre das etwa an der Millionen Jahre währenden evolutionsgeschichtlichen Entwicklung der Hominiden als eines Zweigs im Tierreich¹¹, erfahrbar aber auch an unseren täglichen Körpervorgängen, an Krankheiten und Umwelteinwirkungen, vor allem jedoch am Geborenwerden und Sterben. Schnell kämen Einwände von Leuten, die auf der Höhe der Zeit sind: Inzwischen habe unsere Kulturbefähigung uns so weit aus unserer Naturhaftigkeit gelöst, dass wir auch unseren Körper operativ und technisch verändern, ihn mit Geräten und Implantaten verschalten könnten, ja dass wir durch Eingriffe ins Genom und durch apparative Zurichtungen sogar Zeugung, Geburt und Tod aus dem Status bloßer Naturtatsachen zu befreien vermöchten, so dass wir eben nicht mehr schlicht »ein Teil der Natur« seien, vielmehr auch physisch in steigendem Maße selbst Kulturerzeugnisse würden, Hervorbringungen einer menschengemachten zweiten oder gar dritten, ins Virtuelle transformierten Natur.

Solche Behauptungen können aus den medizinischen, mikrobiologischen, technischen Fortschritten der letzten Jahrzehnte und den mentalen wie affektiven Anpassungen viel Plausibili-

tät für sich beanspruchen. Vom Heraufdämmern einer nicht nur ›technomorph‹ gedachten, sondern ›technomorph gemachten Natur‹ des Menschen zu sprechen¹², gehört heute zur wissenschaftlichen und publizistischen Mode. Gleichzeitig erweist sich aber solche Rede von der obsolet werdenden ›natürlichen Natur‹ als weiterer Beitrag zur kulturellen Arroganz der globalisierten westlichen Gesellschafts- und Wirtschaftsform und als Ausdruck einer ›Technikblindheit,¹³ die das Naturhafte auch der artifizielsten Errungenschaften in unseren vorgeblich naturfernen Lebenswelten beharrlich und mit immer größerem Aufwand der politischen und massenmedialen Bewusstseinsbildung leugnet.¹⁴

Ein Virus – wie immer es entstanden ist, ob in einem Labor oder evolutionär in fremden Lebewesen – ist an einem fernen Ort von einem Tier auf einen Menschen übergesprungen, hat sich mit gespenstischer Rasanz über den ganzen Globus verbreitet und Millionen Individuen zu Opfern eines natürlichen Geschehens gemacht. Die Übertragung vor allem mit der Atemluft und die dann nicht selten tödliche Infektion der inneren Organe fand auch innerhalb der völlig technisierten Umgebungen statt. Diese Vereinnahmung unserer Körper in einen überwältigenden Naturvorgang könnten wir als eine sozusagen exemplarische Demonstration der Tatsache verstehen, dass wir auch in unseren verkünstlichten zivilisatorischen Lebenswelten Teil der Natur sind, eingebunden in Geschehnisse, die wir nicht selbst erzeugt und gesteuert, aber als Körperwesen in unseren scheinbar naturfernen Daseinsroutinen mitbewirkt haben. Wir werden demonstrativ daran gemahnt zu begreifen, dass wir, wie artifizuell auch immer wir unsere Existenz gestalten, für andere Lebewesen unter Umständen als Naturbestandteil zur Beute werden können, zum Beispiel für ein winziges Virus, das lediglich bestrebt ist, sich in einem geeigneten Wirtskörper ungehemmt zu vermehren. Mehr noch: Indem wir brutale Akte der Naturbeherrschung exerzieren – etwa durch das immer umfassendere Vernichten natürlicher Habitate –, befördern wir ganz offensichtlich die Chancen für Viren,